

Hamburger Beiträge zur Numismatik
Heft 2 (1948)

Schrifttum, in: Hamburger Beiträge zur Numismatik 2 (1948), S. 79-95.

ISSN 0072-9523

An der [Universitätsbibliothek Kiel](#) digitalisiert von [Sina Westphal](#).

Die Retrodigitalisierung der Hamburger Beiträge zur Numismatik erfolgte mit freundlicher Erlaubnis des [Museums für Hamburgische Geschichte](#), Abt. Münzkabinett (Dr. Ralf Wiechmann).

SCHRIFTTUM

(BESPRECHUNGEN UND HINWEISE)

Numismatic literature. Published quarterly by the American numismatic society, Broadway betw. 155th and 156th streets, New York, N.Y., Heft 1, 1947 (Oktober). 32 S.

Als Ersatz des von M. von Bahrfeldt 1880 begründeten numismatischen Literaturblattes ist nun in New York die Vierteljahrsschrift „*Numismatic literature*“ ins Leben gerufen worden, eingeleitet durch Arthur S. Dewing, Präsident der A.N.S., während Sawyer M. A. Mosser als Herausgeber zeichnet. Das erste Heft bringt, sachlich angeordnet, die Titel der zwischen 1940 und 1945 in aller Welt erschienenen numismatischen Bücher und Aufsätze. In Zukunft ist neben der reinen Bibliographie auch eine regelmäßige Folge ausführlicher Besprechungen geplant.

Die Deutschland betreffenden Titel sind reichhaltig, wenn auch nicht vollständig, was sich aus den Schwierigkeiten der Verbindungen gebührend erklärt, doch ist Sorge dafür getragen, daß schon das nächste Heft die erforderlichen Nachträge bringen kann. — Die deutschen Numismatiker werden das Erscheinen dieses bibliographischen Hilfsmittels als Zeichen wieder beginnender internationaler Zusammenarbeit freudig begrüßen.

W. Hävernick

Kurt Lange, Antike Münzen. „Antiken aus den Berliner Museen“, hrsg. v. Gerda Bruns, Heft 8. Berlin, Gebr. Mann, 1947. 53 S., 1 Karte, 69 Abb.

Seinen bekannten Darbietungen antiker und mittelalterlicher Münzkunst in photographischen Vergrößerungen fügt Lange ein neues Büchlein hinzu, welches in einer Reihe volkstümlicher Abhandlungen über die antiken Kunstwerke der Berliner Museen würdig die bedeutende Stellung der Münze vertritt. Das Format des Heftes ließ nur eine doppelte Vergrößerung der Münzen zu. Es scheint, als habe dieses Erfordernis gerade das richtige Verhältnis getroffen, denn der Eindruck der Gesamtkomposition der einzelnen Münzbilder bleibt auf diese Weise besser gewahrt und wird nicht durch technische Mängel des Stempels oder Schrötlings beeinträchtigt. 11 Münzen sind in Originalgröße wiedergegeben, um jeweils die Reduzierung der Vergrößerungen zu ermöglichen. Zwischen die stilistisch-kulturgeschichtlichen Interpretationen der 45 griechischen und 24 römischen Münzbilder streut der Verfasser knappe geldgeschichtliche Erläuterungen ein. Die beigegebene Karte gibt die geographische Lage der in der Arbeit besprochenen Münzstätten an. Hier wären bei einer Neuauflage Naxos auf Sizilien (Abb. 6) sowie Elis (Abb. 19) nachzutragen. Die Numismatik hat dem Verfasser für diese glückliche Veröffentlichung zu danken, welche wiederum einem größeren Kreise die Schönheit der antiken Münzen offenbart und die Wichtigkeit ihrer Berücksichtigung eindringlich vor Augen führt.

P. Berghaus

Herbert A. Cahn, Die Münzen der sizilischen Stadt Naxos. (Baseler Studien zur Kunstgeschichte Bd. II) Verlag Birkhäuser, Basel, 1944. 168 S. und 12 Tafeln.

In diesem Werke hat der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, mit der Behandlung der Gepräge der Stadt Naxos die hinsichtlich der Städte Siziliens

vorhandene Lücke schließen zu helfen. Er verfolgt die auch schon von anderen Autoren bei den Münzcorpora sizilischer Städte entwickelte Praxis, durch Rekonstruktion der Stempelfolgen dem Kunstforscher das in den Münzen vorhandene umfangreiche und zuverlässige Material zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zwecke hat er in jahrelanger mühevoller Sammeltätigkeit alles erreichbare Münzmaterial der Stadt Naxos zusammengetragen und damit ein Corpus der Münzen dieser Stadt geschaffen, das mit Rücksicht auf die Seltenheit dieser Münzen im allgemeinen und zahlreicher Einzelstücke im besonderen wohl kaum noch erhebliche Erweiterung erfahren dürfte. Der Herkunftsindex der im Katalog verzeichneten naxischen Münzen umfaßt allein acht Seiten und läßt damit erkennen, welche Mühe die Zusammentragung des Münzmaterials mit sich brachte.

Seinen Forschungsergebnissen hat der Verfasser aber nicht allein die Münzbilder von Naxos zugrunde gelegt. Er hat weitgehend die zeitgenössische Malerei und Kleinkunst, wie auch gleichzeitige Münzen anderer sizilischer Städte (Syracus, Katane) herangezogen und mit Hilfe der stilistischen Entwicklung die zeitliche Einordnung der naxischen Münzen begründet. Er widmet diesem Teil seiner Ausführungen die Tafeln VII—XI seines Werkes.

Zu den einzelnen Abschnitten des Buches sei folgendes bemerkt: In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, daß die Kunst des Stempelschneidens bei den Griechen eine Kunst für sich darstellt und als solche verdient betrachtet zu werden. Er verweist dabei mit Recht auf die Tatsache, daß im vollen Bewußtsein ihrer Meisterschaft die griechischen Stempelschneider gleich den Meistern der Vasenmalerei ihre Signaturen auf ihre Kunsterzeugnisse setzten. Er betont ferner, als wichtig die Anerkennung der Autonomie der Stempelschneidekunst als rein griechische Errungenschaft und lehnt es ab, die in archäologischer Literatur anzutreffende Meinung zu vertreten, als lebe diese Kunst vom Kopieren anderer Kunstwerke.

Im übrigen betont der Verfasser gleich anderen Autoren (u. a. Laum), aber noch verstärkt, den staatlich-religiösen Charakter der griechischen Münze und begründet ferner den scheinbar rückständigen Stil mancher Münzbilder, so der athenischen Münzen, mit der Absicht, den Eindruck des Altherwürdigen, Ehrfurchtgebietenden zu erhalten. Er sieht in diesem Stehenbleiben auf archaischer Stilstufe im ganzen 5. Jahrhundert nicht bloß handelspolitische Zweckmaßnahmen. Der Verfasser stellt zwei Gesichtspunkte heraus, welche bei einer kunstgeschichtlichen Untersuchung griechischer Münzen berücksichtigt werden müssen: Es sind Werke einer Kunstgattung, die ihren eigenen Gesetzen gehorcht. Sie sind als repräsentative Sinnbilder der Polis und ihrer Hauptkulte zu betrachten.

Sodann geht der Verfasser zum historischen Ueberblick der Stadt über. Die Gründung legt er in Übereinstimmung mit anderen Autoren etwa in die Zeit um 735 v. Chr. Ihre schicksalsreiche Geschichte endet mit dem tragischen Untergange dieser zwar nur kleinen, aber die Kunst stets aufs höchste pflegenden Stadt im Jahre 403 v. Chr. Unter dem Abschnitt: Reihenfolge, Stil und Zeitbestimmung erfolgt nunmehr die Auswertung des gesamten so reichen Materials durch den Verfasser. Der geschichtlichen Entwicklung der Stadt entsprechend zerfallen ihre Münzen in zwei Hauptperioden, nämlich die Gepräge vor 476 v. Chr. und ab 461 v. Chr. bis zur Zerstörung der Stadt 403 v. Chr. In der Zeit von 476—461 v. Chr. stand Naxos unter der Herrschaft von Syracus. In dieser Zeit fällt daher eine selbständige Prägung fort. Der Verfasser teilt die Münzprägung in zwei Kunstperioden, nämlich

- a) die archaische, welche wiederum in zwei Gruppen (550—530 v. Chr. und 530—490 v. Chr.) zerfällt,

b) in die klassische (Zeit der Rückkehr der Naxier an ihre alte Siedlungsstätte), deren vier Gruppen er einteilt in die Zeit von 461—430 v. Chr., 430—420 v. Chr., 420—403 v. Chr. und nach 403 v. Chr.

Bezüglich dieser letzteren Prägung, als der 6. Gruppe, bezieht er sich auf die allein bekannten zwei Berliner Exemplare, deren Echtheit aber zweifelhaft sein soll (Nr. 149 des Kataloges). Unter Heranziehung einer überaus reichen Literatur unterzieht sich der Verfasser der mühevollen Aufgabe, durch schärfste Vergleichung oft kaum erkennbarer Stempelunterschiede die verschiedenen Koppelungen der Stempel festzustellen und dadurch eine möglichst genaue zeitliche Abfolge der Münzen innerhalb der einzelnen Perioden und Gruppen zu erhalten. Die dabei aufgewendete Geduld ist um so höher anzuschlagen, als der Verfasser zur Herbeiführung eines sicheren Urteils sich hauptsächlich auf die Kleinmünzen (Litren) als die häufigsten Gepräge stützen mußte, da die seltenen Großmünzen eine so reiche Vergleichsmöglichkeit nicht bieten konnten. Dem Leser ist diese Vergleichsmöglichkeit durch die Vergrößerungen auf den Tafeln XI und XII geboten.

Dem Verfasser ist es dank seiner eingehenden Stempelvergleichen aber nicht nur gelungen, zahlreiche Stempelkoppelungen und fortschreitende Beschädigungen desselben Stempels (Risse) festzustellen, sondern auch das gleichzeitige Schaffen mehrerer Künstlerhände zu beobachten. Einzelne Objekte kann er sogar dem Künstler Prokles sicher zuteilen.

Belegt werden die zeitlichen Einordnungen in die einzelnen Perioden und Gruppen durch die Abbildungen der Tafeln I—VII. Auf Tafel VIII/IX erfolgt zur Veranschaulichung der Entwicklung des Stils eine Zusammenstellung der zusammenpassenden Vor- und Rückseiten der Drachmen und Litren der beiden Gruppen der ersten Periode.

Nach Abschluß dieses umfangreichsten Teiles des Werkes läßt der Verfasser sodann die Geldgeschichte folgen, in welcher er metrologische und wirtschaftsgeschichtliche Fragen bezüglich der beiden Perioden (archaische und klassische) behandelt. Frequenztabellen beider Perioden unter vergleichender Heranziehung auch von Geprägten der chalkidischen Pflanzstädte Himera und Dankle vervollständigen das hier gebotene Bild. Die zahlreichen Anmerkungen auch auf diesem Gebiete lassen die große Belesenheit des Verfassers erkennen.

Ein kurzer Exkurs behandelt sodann die Münzfunde. Nur sechs kann der Verfasser anführen, welche naxische Münzen enthielten. Diese Tatsache bestätigt die obigen Ausführungen betr. die Seltenheit der naxischen Münzen und die Schwierigkeit des Verfassers, das spärliche Material, so wie erfolgt, zusammenzubringen.

Einen sehr interessanten Abschnitt bietet der Verfasser mit seinen zehn Seiten umfassenden Erklärungen der Münzbilder. Nicht nur die Haupt- und Nebengottheiten, auch Pflanzen, dionysische Gegenstände, die Gefäße, Beinamen der Gottheiten werden hier behandelt, auch auf naxische Kulte verwiesen, die auf den Münzen der Stadt keinen Niederschlag gefunden haben (Aphrodite, Theokles). Den Ausklang dieser Abhandlung bildet der Hinweis auf das Fortleben naxischer Münzbilder auf den Münzen von Tauromenium, der Neugründung naxischer Flüchtlinge.

Es folgt eine kurze lehrreiche Abhandlung über alte und neue Falsa, welche auf Tafel VII F. 1—5 abgebildet sind. Berichtend mag darauf hingewiesen werden, daß die Nr. 4 und 5 miteinander verwechselt wurden. Nr. 1—4 betreffend die Tetradrachmen, Nr. 5 den Tetrobol.

Ein kurzer Rückblick beschließt die Abhandlungen. Es folgt der umfangreiche, die Seite 101—148 umfassende Katalog, in welchem durchlaufend

numeriert die gesamten auf den Tafeln I—VII abgebildeten Münzen eingehend beschrieben sind. Hinzugesetzt wurden alle dem Verfasser bekanntgewordenen Exemplare. Auch Stempelverletzungen wurden aufgeführt. Der Verfasser hat auch bezügl. dieses Teiles seines Werkes keine Mühe gescheut und mit diesem Katalog ein auch für die Praxis sehr brauchbares Nachschlagewerk geschaffen. Den Beschluß des Werkes machen die Anhänge. Sie lassen die Gründlichkeit erkennen, mit welcher der Verfasser sein Werk behandelt hat.

Der Ordnung halber sei erwähnt, daß die auf Seite 62 mit R. 88 bezeichnete Komposition in R. 89 zu berichtigen ist. Die Komposition bezieht sich auf die Rückseite der Didrachme Nr. 107, Taf. V.

Mit diesem Corpus der Münzen der ältesten griechischen Siedlung auf sizilischem Boden hat der Verfasser der numismatischen Welt ein höchst wertvolles Werk geschenkt. Es läßt großen Fleiß, gepaart mit größter Sachkenntnis und Liebe zur antiken Numismatik erkennen und verdient weiteste Verbreitung.

Robert Wulff

Bibliographia Pannonica VI. Zusammengestellt von Andreas Alföldi (= *Dissertationes Pannonicae* Ser. II Nr. 17). Budapest 1941. 4°. 68 Seiten.

Die ersten vier Lieferungen der von Andreas Alföldi zusammengestellten *Bibliographia Pannonica* sind in den Jahrgängen 1935—1938 der Zeitschrift *Pannonia* und als Einzelhefte in der *Pannonia-Könyvtár* (*Pannonia-Bibliothek*) Nr. 9, 30, 38 und 48 erschienen, die fünfte als ein Heft der *Dissertationes Pannonicae* (Ser. I, 10). Die vorliegende sechste Lieferung füllt wieder ein Heft der *Dissertationes Pannonicae*. Um sie möglichst vielen Interessenten möglichst rasch zugänglich zu machen, wurde sie zudem in die *Archaeologiai Ertesítő* (Ser. III. vol. II, 1941, S. 213—278) aufgenommen. Diese neue Folge gibt eine Zusammenstellung der wissenschaftlichen Literatur über die Römerzeit und die Epoche der Völkerwanderungen in Ungarn aus den Jahren 1940 und 1941. Aber sie enthält mehr, als ihr Titel erwarten läßt. Wie Verf. in dem ungarisch-deutschen Vorwort betont, kann die ungarische Frühgeschichte nicht isoliert betrachtet werden: Die Zeit der Römerherrschaft über das heutige Ungarn wird nur in dem weltweiten Rahmen verständlich, in den die Reichsprovinzen Pannonien und Dakien damals gehört haben; noch ausgedehnter ist der Bereich, der die Schicksale des Karpathenbeckens während der langen Völkerwanderungszeit bestimmt hat, der in Wirkungen und Ausstrahlungen von China und Innerasien bis nach England und Skandinavien reichte. So bringt die *Bibl. Pannonica* nicht nur alles, was die Schicksale Pannoniens in jenen Perioden betrifft, sondern sie verzeichnet auch die auf die benachbarten Donau- und Balkanländer bezüglichen Arbeiten und zieht darüber hinaus sogar die wichtigeren Neuerscheinungen der weit verstreuten und in sehr vielen Sprachen geschriebenen einschlägigen wissenschaftlichen Literatur heran. Dieses umfangreiche Material ist nach Sachgebieten in 13 Abschnitte eingeteilt, von denen der sechste ausschließlich den numismatischen Neuerscheinungen gewidmet ist. Die ungarisch-deutschen Überschriften der einzelnen Abschnitte ermöglichen eine rasche erste Orientierung und erleichtern die Benutzung dieser wichtigen Literaturschau über ein weites Gebiet der Altertumswissenschaft, die ihren besonderen Wert durch die erklärenden oder kritischen Bemerkungen erhält, die Alföldi den meisten der aufgeführten Arbeiten hinzugefügt hat, und in denen wir seine maßgebliche Meinung über neue Forschungsergebnisse kennen lernen.

W. Hagen

F. Stefan, Die germanische Landnahme im Ostalpenraum bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Das Joanneum 6, 1943, S. 29—112.

Der als Kenner völkerwanderungszeitlicher Numismatik bekannte Verfasser gibt einen für weitere Kreise bestimmten Ueberblick über die Geschichte der germanischen Stämme im Ostalpenland. Soweit St. die historischen Quellen und die Bodenfunde verwertet, schöpft er aus zweiter Hand und stützt sich im wesentlichen auf die Zusammenfassungen von L. Schmidt und E. Beninger. Er hat sich dabei mit viel Umschau besonders in die archäologische Fachliteratur eingearbeitet, ohne allerdings grobe Fehlbestimmungen — nach St. sind z. B. Hallstatt und der Kultwagen von Strettweg keltisch und spätrömische Keilschnittbronzen wie Taf. 3, 1—2 gotisch — ganz vermeiden zu können. Der Archäologe wird manchen Gedankengängen St's. hinsichtlich Zuweisung und historischer Ausdeutung völkerwanderungszeitlicher Bodenfunde mit Skepsis oder Ablehnung (so z. B. Untersiebenbrunn als Teil des rugischen Königshortes) begegnen, seine Bedenken aber zunächst bis zum Erscheinen des Stefan'schen Buches über „Das Münzwesen der germanischen Stämme im Donauraum“ zurückstellen. Methodisch muß aber schon jetzt dagegen Einspruch erhoben werden, aus dem örtlichen Vorkommen einzelner Münzprägungen, selbst wenn diese sich stets sicher einem bestimmten Stamm zuweisen ließen, die Wanderwege ganzer Völkerstämme zu erschließen (z. B. S. 57. 77. 79). Aehnlich versuchte früher mancher Archäologe, aus der Verbreitung einiger Fibeln oder Schnallen die Ausbreitung von Bevölkerungsgruppen zu rekonstruieren, was sich nach Verfeinerung der Methode und Vermehrung des Fundstoffes als Irrweg der Forschung erwies. Man möchte der jungen frühmittelalterlichen Numismatik wünschen, daß ihr derartige Irrwege erspart bleiben und daß sie den historischen Aussagewert des Münzmaterials nicht überschätzt.

J. Werner, München

Ueber die Neuerwerbungen der Abt. Münzsammlung des Rheinischen Landesmuseums Bonn berichtet Wilhelmine Hagen in Bonner Jahrbücher 146, 1941 S. 222. Hierbei überwiegen zahlenmäßig die römischen Prägungen, die einzeln oder im Rahmen von Grab- und Siedlungsfunden ans Tageslicht kamen. Besonders behandelt werden (S. 376 und Taf. 50, 1) ein plattierter AV-Triens, „wahrscheinlich eine fränkische Nachahmung von oströmischen Trienten des Justinus I.“ und ein AV-Triens des 7. Jahrhunderts, Mzst. Dinant und Münzmeister Haroaldus, beide aus dem fränkischen Gräberfeld von Bendorf-Mülhofen.

W. Hagen, Bonn

Einen wichtigen Beitrag zu der frühestfränkischen Münzprägung gibt Walter Bader, ein frühfränkischer Münzanhänger aus Xanten (Germania 27, 1943, S. 35—45 mit Tafel 7—8). Er veröffentlicht eine bei den Ausgrabungen unter dem Xantener Dom im Jahre 1933/34 gefundene Münze aus dünnem Silberblech, Dm. 18 mm, zweiseitig geprägt (Vs.: Trugschrift und barbarisierte Kaiserbüste n. r. in Panzer und Chlamys mit Perlendiadem, Rs.: gleichseitiges Kreuz mit Ankerenden in Lorbeerkranz), nachträglich als Anhänger verwandt, die nach dem Grabungsbefund zwischen kurz nach 390 bis kurz nach 400 in die Erde gekommen sein muß. Sie gehört zu einer Gruppe ähnlicher Silbermünzen, von der nunmehr 10 Exemplare bekannt sind, dazu die 16 Bruchstücke kleinerer Silbermünzen (vielleicht Halbstücke?) aus dem Dortmunder Goldmünzenfund¹⁾. B. stellt sie in einer Degenerationsreihe zusammen, die eine zeitlich meßbare Entwicklung enthält. Nach den

1) K. Regling, Der Dortmunder Fund römischer Goldmünzen (1908) 39.

Bildnisvorlagen der Vorderseiten (Valens, Arcadius, Honorius) und nach den Fundbeobachtungen sind diese Silbermünzen Ende des 4. bis Mitte des 5. Jahrhunderts geprägt, und zwar nicht im Bereich der römischen Herrschaft selbst, sondern der im Reichsgebiet ansässigen fränkischen Foederati: die Fundorte — Dortmund, Sülz (Kr. Bitburg), Xanten, Krefeld-Gellep, Arcy-Sainte-Restitue (Dép. Aisne) — liegen in damals fränkischem Gebiet oder benachbart; einige dieser Münzen sind Beigaben in fränkischen Gräbern gewesen. Diese Silbermünzen sind wohl als die frühesten Prägungen der Franken anzusprechen, entstanden in der dunkelsten Zeit vor der endgültigen fränkischen Landnahme, vermutlich als Ersatz oder zur Ergänzung des staatlichen Silbergeldes.

Albert Steeger, Zwei frühfränkische Münzgräber aus Krefeld-Gellep (Germania 27, 1943, S. 93—96 mit Tafel 20—21) versucht eine genauere zeitliche Festlegung der beiden Gelleper Silbermünzen durch die sonstigen Grabbeigaben. Danach sind die beiden Münzgräber um 450 und um 500 zu datieren. Dieses Ergebnis steht mit der münzvergleichenden Untersuchung von W. Bader im Einklang.

W. Hagen, Bonn

Felipe Mateu y Llopis, La moneda Española (Breve historia monetaria de España) Barcelona 1946, 341 S. 8°.

Eine zusammenfassende spanische Münzgeschichte war gewiß ein dringendes Bedürfnis, denn das große dreibändige Werk von A. Heiß ist bereits 1865—69 erschienen. Freilich ist auch das vorliegende neue Buch spanisch geschrieben und wird deshalb für die meisten deutschen Leser schwer verständlich sein. Auch der Rezensent gesteht, daß er in dieser Anzeige nur einen allgemeinen Eindruck des Buches wiedergeben kann.

Die Münzgeschichte Spaniens auf 341 Seiten zu bewältigen und noch dazu mit zahlreichen Abbildungen und Karten im Text ist an sich schon eine Leistung, die aber als durchaus gelungen bezeichnet werden darf. Der gewaltige Stoff ist klar gegliedert in 15 Kapitel und entsprechende Unterabschnitte. Nach einer Einleitung (S. 1—38) über allgemeine numismatische Fragen, Entstehung der Münze usw., die sich vornehmlich auch an den Laien wendet, werden die Münzen der griechischen Kolonien in Spanien (S. 39—50), die römischen und römisch-iberischen Gepräge (S. 51—69) sowie die byzantinische Epoche, etwas ausführlicher dann die Münzen der Sueven und Westgoten (S. 77—97) behandelt. Seine besondere Liebe und Sorgfalt widmet der Verfasser aber offensichtlich der mittelalterlichen Münzgeschichte. Er schildert zunächst die Prägungen der arabischen Almoraviden (S. 99—121) mit ihren Golddinaren und silbernen Dirrhems bis zur Münzreform von 1087 mit der Einführung des Gold Maravedi. Sehr eingehend behandelt wird dann erfreulicherweise die sehr schwierig zu übersehende Zeit der ältesten Prägungen der verschiedenen christlichen Herrschaften seit dem 11. Jh. (S. 123 bis 162) in Asturien und Leon, Kastilien, Toledo (erobert 1085 durch Alfons VI. v. Kastilien), Santiago und Segovia, anschließend die des nördlichen Spanien, beginnend mit den karolingischen Denaren der spanischen Mark, dann die Münzen von Narbonne, Gerona, Barcelona, Navarra und Aragon. Die Nachahmungen der arabischen Münzen, die kleinen Billondenare und Obole von Gerona mit ihren christlichen Symbolen sowie die Gepräge der Könige Sancho III. und IV. von Navarra während des 11. Jh. sind besonders hervorzuheben. Das XI. Kapitel (S. 163—193) „Vom Maravedi zur Dobra“ schildert die weitere Ausbreitung des arabischen Goldinars oder Maravedi seit Alfons VIII. (1158—1214), die Münzreform der Almohaden mit dem Golddinar zu 2,30 g. halben und doppelten sowie Silber Dirrhems zu 1,5 g. auch auf quadratischem Schrötling. Ferner erfahren wir von der Einführung

der Gold Dobra zu 4,5 g durch Alfons X. von Kastilien und Leon, den deutschen Interregnumskönig von 1272. Daran schloß sich eine weitere umfangreiche Goldprägung. Zugleich fand die kölnische Mark als Münzgewicht Eingang in Spanien. Anschließend wird die Silber- und Billonmünze dieser Epoche, die Leones, Pepiones, Burgaleses (= 2 Pepiones) seit Ferdinand III. v. Kastilien und Leon (1230—52) besprochen. Auch in Aragon und Catalonien beherrschten im 12. und 13. Jh. die Billonmünzen die Prägung. Eine Sonderentwicklung zeigt das Münzwesen von Valencia und Mallorca (erobert 1229). Unter Jacob I. (1213—76) erscheinen hier 1272 unter französischem Einfluß die ersten Groschen, unter Jacob II. (1291—1327) die Dihuite = 18 Billon Dineros, bald auch die Kreuzgroschen (Croats) Pedros III. v. Aragon (1276—85) zu 3,2—2,8 g in Barcelona, während in Kastilien schon Alfons X. groschenartige Sueldos geprägt hatte. Unter Pedro I. (1350—1369) begegnen dann in Kastilien turnosenähnliche Groschen zu 3,5 g. Diese spanischen Groschen sind die später als Realen bezeichneten Gepräge. Kurz werden auch die Gepräge der spanisch beeinflussten Länder, Sizilien, der Cerdeña in den Ostpyrenäen und vor allem von Navarra (1285—1329 mit Frankreich vereinigt) mit seinen ganz französisch orientierten breiten Groschensorten erörtert, die besonders von Karl II. (1349—87) mit Turnosen und Parisis vorliegen.

Schon seit Alfons X. und Pedro I. von Kastilien erscheinen Mehrfache der Golddobra bis zu den prächtigen 10- und 50fachen von 7—9½ cm Durchmesser, die bis in die Zeit von Johann II. (1406—54) und Heinrich IV. (—1474) reichen. Auch der Silber Real findet in Kastilien weitere Verbreitung, dazu breite Blanken, Cornados = ½ Blank und Billon Cuartos, Zwischenstufen zwischen Groschen und Billondenar. — In Aragon wurde seit 1346 der italienische Floren nachgeahmt, während Mallorca seit 1310 mit seinem Goldreal zu 3,85 g französische Goldmünzen Philipps IV. von Frankreich (1285—1314) zum Muster nimmt. Daneben gibt es dort auch silb. Realen und Denare. Im gleichen XII. Kapitel wird auch die Prägung der Cerdeña (Realen und Billondenare), in Sizilien und Neapel sowie die des zwischen Spanien und Frankreich vielfach umstrittenen Königreichs Navarra (endgültig an Spanien 1512) mit dem Gold Escudo und verschiedenen Groschensorten bis zum Ausgang des MA und der Herrschaft von Ferdinand und Isabella behandelt.

Mit dem Kapitel XIII. „Vom Dukaten zum Escudo“ (S. 231—252) nähern wir uns der Neuzeit mit der Vereinigung der Kronen von Aragon und Kastilien unter Ferdinand (+ 1516) und Isabella (+ 1504) im Jahre 1479 und der Eroberung des letzten Restes der arabischen Herrschaft in Granada 1492. Als neue Goldmünze erscheint 1497 der Dukat, dazu Doppeldukaten oder Excelente, 4fache Dukaten, 4- und 20-Excelente sowie Prunkstücke zu 100 Dukaten, geprägt in Granada und Sevilla. Auch die Anfänge der Münzprägung im spanischen Amerika seit 1505 werden kurz berührt. — Unter Karl I. (als deutscher Kaiser V.) und seiner Mutter Johanna v. Aragon und Kastilien (vermählt mit Philipp dem Schönen v. Oesterreich) erfolgte 1537 die erste Prägung wiederum einer neuen Goldmünze, nämlich des Escudo zu 68 Stück aus der Mark 22karätig = 3,38 g, fein 3,09 g = 350 Maravedi. Das Doppelstück des neuen Escudo war die Dublone oder Pistole, die dann zur beherrschenden europäischen Goldmünze des 17. und 18. Jh. wurde (Louisdor u. Friedrichsdor). Etwas später, unter Philipp III. (1598—1621) erschien die 4fache Pistole oder Onza d'oro zu 8 Escudos. — Ebenso wichtig wurde die von Karl I. unter dem Einfluß des deutschen Talers eingeführte neue große Silbermünze des „Real de a ocho“-Peso oder Duro zu 8 Realen = 272 Maravedi. Der Duro ist dann vor allem seit 1535 in Mexiko in

großen Mengen geprägt und die Grundlage des amerikanischen Dollars geworden. Leider erfahren wir garnichts über den Münzfuß. Begleitet war die Gold- und Silbermünze des 16. Jh. von einer auch während der nächsten beiden Jahrhunderte anhaltenden umfangreichen Kupferprägung in Nominalen zu 8, 4 und 2, später auch 6 Maravedi. Der Name der ehemaligen arabischen Goldmünze war also auf eine geringe Kupfermünze übergegangen, nach dem zuerst schon Alfons X. Maravedis (Novene) aus Billon (60 = 1 Gold Marav.) geprägt haben soll.

Das 17. und 18. Jh. werden etwas reichlich kurz behandelt, das 18. Jh. z. B. auf nur 2 Seiten! Auch die niederländischen Gepräge werden nur flüchtig gestreift, ebenso die portugiesischen Münzen Philipps II. und III., Gold Cruzados und Silber Tostãos (Testons). Nicht viel ausführlicher (S. 275—95) bespricht der Verfasser die Münzen des 19. und 20. Jh., also die Gepräge Joseph Napoleons (1808—14) und der Unabhängigkeitskriege mit ihren provinziellen Notmünzen, die Münzen Isabellas II. und der folgenden Könige bis zu Alfons XIII., endlich die neueste Zeit der Republik seit 1931. Joseph Napoleon begründet ein neues Münzsystem, wenn auch im Anschluß an die bisherigen Münzeinheiten: Gold Onza = 320 Realen, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Onza, Silber Duro = 20 Billon Realen (Real = 1,49 g), 4 Realen = 1 Peseta zu 5,85 g. Ueber die Peseten des 18. Jh. (anfangs = 2, dann = 4 Realen) wird nichts gesagt. — Unter Isabella II. (1833—1868) war 1864 eine neue Münzordnung erlassen worden mit Gold 10,4 und 2 Escudos (8,387, 3,355 und 1,677 g), Silber 2 Escudos = Duro zu 25,96 g, der Peseta zu 40 Centimos de Escudo = 5,192 g, 20 und 10 Centimos sowie Bronzemünzen zu 5, $2\frac{1}{2}$ und 1 Centimos. Schon 1868 aber erfolgte der Anschluß Spaniens an den Lateinischen Münzbund unter Führung Frankreichs mit der dem Franken entsprechenden Peseta zu 5 (4,157 g) und dem Duro = 5 fr. zu 25 (22,5 g) sowie einer dezimalen Teilung der Peseta in 1000 Centimos.

Ein bibliographischer Anhang, Register und ein Verzeichnis der in Strichätzung nach Zeichnungen wiedergegebenen und über das Buch verteilten Abbildungen beschließen die Veröffentlichung. Eine Regententabelle wäre zumal für das Ausland wünschenswert gewesen. Alles in allem ist das Buch eine erfreuliche Bereicherung der numismatischen Literatur.

W Jesse

H. Pire n n e, Geburt des Abendlandes. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des Germanischen Mittelalters. (Amsterdam) Pantheon, Akademische Verlagsanstalt 1939. 386 S., 1 Karte.

Dieses Buch, ursprünglich französisch unter dem Titel Mahomet et Charlemagne erschienen, liegt hier in deutscher Übertragung von P. E. Hübinger vor. Es ist ein nachgelassenes Werk des 1935 verstorbenen belgischen Historikers Henry Pirenne. Der Verfasser, seiner Abstammung nach Wallone, hatte sich aber immer zur deutschen Wissenschaft bekannt und war mit seinem Kollegen P. Fredericq stets ein gern gesehener Gast auf den deutschen Historikertagen gewesen, bis der erste Weltkrieg einen Bruch in dieses Verhältnis brachte.

Das hier vorliegende Werk, welches uns der Verfasser als letzte Gabe auf seinem Schreibtisch hinterließ, verdient auch bei uns in Deutschland die gründlichste Beachtung. Es ist ein vorzügliches, ja ein ausgezeichnetes Buch, überquellend erfüllt von neuen Betrachtungen und Erkenntnissen, die so einleuchtend sind, daß man sich erstaunt fragt, warum man uns nicht schon früher diese Wege geführt hat.

Wir können das Buch seinem Inhalte nach wohl kurz als eine gedrängte Geschichte der Völkerwanderungszeit bezeichnen. Es ist eine wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung der Weltgeschichte in ihrer Art, wie sie schon Karl Lamprecht vorschwebte. Der Verfasser spürt der Frage nach dem Werden unseres Mittelalters nach, wie sich dieses aus dem Altertum heraus hob und geboren wurde. Dabei kommt er naturgemäß auf die Frage zu sprechen, wo eigentlich die Grenzen zwischen beiden Zeitaltern zu suchen und zu ziehen wären. Wenn nichts weiter dabei herauskäme, als daß man die Zeitgrenze ein paar Jahrhunderte früher oder später, als es gewöhnlich geschieht, ansetzen müßte, so bliebe dies eine bloße gelehrte Spielerei. Allein hinter dieser Zeitfrage verbirgt sich im Grunde die ernsteste Hauptfrage, was die beiden Zeitalter eigentlich voneinander trennt, worin sie sich unterscheiden, welches ihre Erkennungsmerkmale gewesen sind.

Pirenne lehnt die herkömmliche Meinung ab, als ob wir den Trennungsstrich zwischen beiden Zeitaltern zu Beginn der Völkerwanderung, also bei Einbruch der Germanen ins Römerreich und ihrer Landnahme auf Römerboden zu setzen hätten. Diese Vorgänge, meint er, hätten an den bestehenden Zuständen und Einrichtungen kaum etwas geändert. Die Kultur des Römerreiches wäre dabei unerschüttert geblieben und es wäre noch Jahrhunderte unverändert so weitergegangen. Ihn beherrscht vielmehr der Gedanke, daß das Römerreich, welches mit allen seinen Provinzen wie ein Kranz um das Mittelmeer gelagert war, mit diesem ein einheitliches Wirtschaftsgebiet gebildet habe, von dem es Nahrung und Atmung empfing. Pompejus habe das Meer von der Seeräuberplage befreit und nun zog ungestört seit Jahrhunderten der Welthandel, der das Abendland mit den Schätzen des Morgenlandes versorgte, hier seine Bahnen. Daran hat die Völkerwanderung mit der Errichtung von Germanenreichen auf Römerboden nichts geändert. Ein Bruch aber trat ein im 7. Jahrhundert mit dem erobernden Vordringen des Islams, der die reichen Süd- und Ostprovinzen des Römerreiches verschlang und den Handel von Grund aus vernichtete. Da änderte sich alles. Die Westprovinzen wurden aus ihrer Verbindung mit dem Orient herausgelöst und vom Mittelmeer geradezu abgedrängt. Damit erlosch die Römerkultur in diesen ganzen Gebieten und konnte sich nur noch in Byzanz behaupten.

Wir werden dem Verfasser beistimmen müssen, daß die Wirkung der beiderseitigen Eroberungen auf das Römertum eine grundverschiedene war. Der Islam kam als ein Feind des Römertums, der rücksichtslos seine Kultur an die Stelle der anderen setzte. Anders bei den Germanen. Diese hatten bei ihren Staatengründungen auf Römerboden gar nicht die Absicht gehabt, wie man es oftmals behauptet, neue selbständige Reiche zu gründen. Nein, im Gegenteil, sie suchten den Dienst des Römerreiches als Krieger und Soldaten. Sie begehrten Sitze, Landerwerb, sonst aber schonten sie seine Bevölkerung, ließen Kultur, Kirche, Verwaltung, Staatseinrichtungen alles in der alten Ordnung. Sie verzichteten auf ihre eigenen Gewohnheiten und Ordnungen und bemühten sich geradezu hierin ihren eigenen germanischen Charakter abzustreifen. Deshalb waren ihre Gründungen auch ohne Bestand und erlagen rasch der Romanisierung.

Dasselbe gilt nach Pirenne auch von den Franken. Man hat sich allerdings in der Wissenschaft gewöhnt, die Merowinger- und die Karolingerzeit zusammen als eine Einheit zu fassen und sie als Frankenzeit zu begreifen. Das ist aber ein Irrtum. Es geht ein scharfer Schnitt zwischen beiden hindurch. Die Merowingerzeit gehört in allen ihren Äußerungen unzweifelhaft noch dem Altertum an. Ganz anders die Karolingerzeit. Mit ihr beginnt das Mittelalter. Beim Übergang von dem einen zur andern wird auch der Macht-

mittelpunkt des Frankenreiches aus dem romanisierten Gallien hinweg in die germanischen Nordprovinzen dieses Reiches verlegt. Damit ändert sich die ganze Kultur, aber auch der Charakter des Staates. Ruhte dieser bisher in seiner ganzen Verwaltung nach römischem Vorbild auf der Geldwirtschaft, so trat an ihre Stelle jetzt der Ackerbau. Der Grundbesitz wurde die Quelle alles Reichtums und der Adel im Besitz ausgebreiteter Liegenschaften wurde zur ausschlaggebenden Macht im Staate. Der König, selbst ein Großgrundbesitzer, sicherte sich seit Karl Martell auch das Verfügungsrecht über den gesamten Güterbesitz der Kirche, den er an seine Getreuen vergab. Es entstand damit das Lehnswesen, und das Mittelalter war fertig.

Diesen Gedanken verfolgt Pirenne noch weiter und kommt damit zu Überlegungen, die vor allem auch den Numismatiker interessieren. Er findet den Unterschied zwischen den beiden Zeitaltern, des Altertums und des Mittelalters auch in der Verschiedenheit ihres Münzwesens. Das Altertum bevorzugte die Goldprägung, das Mittelalter die Silberprägung. Das war kein Zufall, sondern ein Ausfluß innerer Notwendigkeiten. Das Altertum hatte sich seit der beginnenden Kaiserzeit die schöne Goldmünze des Aureus geschaffen, die seit Konstantin in dem festen Gewicht des Solidus von $4\frac{1}{2}$ g Gold zum unwandelbaren Maßstab geworden war, welcher auch dem Welthandel gleichermaßen im Abend- wie im Morgenlande diente. Der Solidus wurde als das Geld, in dem man zahlte, ebenso gern an den Ufern des Ganges, wie an den Gestaden der Nordsee genommen. Das alles hörte mit den Eroberungszügen des Islams urplötzlich auf. Der Handel stockte und die Zufuhr von Gold, die dem Römerreich eben durch diesen Handel aus dem Morgenland gekommen war, wurde damit unterbunden. Es trat ein Mangel an diesem Metall ein, der sich am stärksten in den Westprovinzen des Reiches geltend machte. So kam es notwendigerweise zum Übergang von der Gold- zur Silberwährung, wie sie uns im Frankenreich unter den Karolingern entgegentritt. Auch der Charakter des Handels ist damit ein anderer geworden. An die Stelle des Großhandels, der, geleitet von Großkaufleuten, den *negotiatores*, über die Meere zog, war der Kleinhandel getreten, der sich in den Ortschaften abspielte. Dieser bevorzugte und brauchte die kleinere Münze des Silbergeldes.

Immerhin, so fein auch und scharfsinnig die Beobachtungen Pirenes sind, so wird man an seinen Thesen doch einigen Abstrich machen dürfen. So gewaltige Umwälzungen ereignen sich in der Weltgeschichte selten urplötzlich und auf einen Schlag, sondern pflegen ihre Anzeichen vorauszuschicken. So war es auch hier. Der Goldmangel im Römerreiche trat nicht auf einmal, gleichzeitig mit den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen des Arabervorstoßes ein, sondern war schon viel früher spürbar. Erinnern wir uns, daß schon im vierten Jahrhundert von den Kaisern Verbote ergingen, den Barbaren Goldzahlungen zu leisten. Oder denken wir an den Kaiser Heraklius, der im Jahre 615 eine größere Silbermünze schlug, das Hexagramm, eigens in der Absicht, damit die üblichen Neujahrgaben an das Hofgesinde, die in Gold ausgezahlt wurden, abzulösen. Ebenso hatte das Verschwinden des Goldes im Karolingerreiche noch andere Ursachen und Gründe als den Mangel eines Zuflusses aus dem Orient. Der mindergewichtige Merowingerschilling von knapp 4 g Goldes behielt als *mancus* noch Jahrhundertlang seinen Wert und seine Geltung. Aber die Brandschatzungen der Küsten und Städte durch die Wikinger und Normannen führte zu diesem starken Abfluß des Goldes aus dem Karolingerreich, das uns dann als kunstvolles Goldschmelde bei den Nordgermanen wieder begegnet.

B. Hilliger †

Die Frage, ob das Kaufmannsrecht des 10., 11. und 12. Jahrhunderts noch auf antiken Überlieferungen beruht und wieweit die Form und der Umfang des Fernhandels im frühen Mittelalter sich ebenfalls noch in spätantiken Bahnen bewegen, erörtert Hans Planitz, Handelsverkehr und Kaufmannsrecht im fränkischen Reich (Festschrift Ernst Heymann, Bd. I Rechtsgeschichte, Weimar 1940, S. 175/90). Er weist nach, daß im Merowingerreich die spätrömische Municipalverfassung noch forwirkte, und daß die Städte auch weiterhin die Zentren eines nicht unerheblichen Handels blieben, der sich auch räumlich wie in der Spätantike im wesentlichen im Mittelmeerraum abwickelte. Die Karolingerzeit brachte eine deutliche Abkehr von diesen Verhältnissen: die rechtliche Sonderstellung der alten Römerstädte erlosch und „mit dem Zusammenbruch der Beziehungen zu den Mittelmeerländern wurde auch das wirtschaftliche Schwergewicht nach dem Norden verlegt.“ Planitz berührt bei seinen Untersuchungen gelegentlich auch das Münzwesen, das ja natürlich von diesen Verschiebungen empfindlich und sichtbar getroffen wurde, begnügt sich aber, für diese Quelle die Ergebnisse von F. Friedensburg, Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit, 1926, zu übernehmen: bei einer weiter ausgreifenden Darstellung dieser Verhältnisse wird es sicher förderlich sein, die Münzen nach Münzfuß und Münzbildern direkt zu untersuchen: zeigt sich an ihnen doch schon seit dem 7. Jahrhundert deutlich die langsam sich entwickelnde Lösung von spätantiker Tradition.

W. Hävernick

Die Schiffsbilder der karolingischen Denare von Dorestad und Quentowic werden als Quelle verwertet von Fr. Hufnagel, Der westgermanische Schiffsbau, in Germania 24, 1940, S. 217.

W. Hävernick

P. J. Meier, Die Siedlungen und die Verwaltung des Berg- und Hüttenbetriebes von Goslar im Mittelalter. Niedersächsisches Jahrbuch 19, 1942, S. 134—186, mit 17 Münzabbildungen.

Behandelt Otto-Adelheid-Pfennige, die Meier nach Goslar legt und zu Otto III. — Marken mit Benno me fecit sind Fördermarken unter der Verwaltung des Archidiakons Benno 1048—1068 (dann Bischof v. Osnabrück). — Gepräge mit den Goslarer Heiligen Simon und Juda oder deren Namen in verschiedenen Münzstätten (Halberstadt, Quedlinburg, Friesland, Gittelde) als Beweise für Stellung und Bedeutung Coslars als Silbermarkt und Bank.

W. Jesse

Adolf Waas, Brakteat, Goldgulden und Taler. Ausblicke auf die deutsche Geschichte des Mittelalters von der Münzgeschichte aus. Z. für Deutsche Geisteswissenschaft 5, 1943, S. 187—202.

Der Münzforschung im einzelnen fernstehend versucht Adolf Waas als Historiker den Ablauf der Deutschen Münzgeschichte mit seinen wichtigsten Abschnitten in Einklang zu bringen mit verfassungs- und kulturgeschichtlichen Vorgängen. Die Numismatik wird ein solches Fortbauen auf ihren Forschungsergebnissen stets ehrlich begrüßen, muß aber verlangen, daß bei solchen Versuchen das numismatische Spezialschrifttum der letzten Dezennien herangezogen wird. Diese selbstverständliche Forderung hat Waas aber nicht erfüllt: sein kleines Schrifttumsverzeichnis ist für die umrissene Aufgabe absolut unzureichend und erklärt, warum der Verfasser so mangelhafte numismatische Kenntnisse besitzt. Denn ohne tiefere Sachkenntnis wird eine „Brakteatenzeit“ (angeblich von 1130 bis 1250) aufgezeigt, in der es keinen

Fern- und Großhandel gegeben habe und die Geldwirtschaft vor der Naturalwirtschaft zurückgetreten sei. Die Brakteaten seien überhaupt weniger Geldstücke als Hoheitszeichen der erstarkenden Landesherrn, die als Anerkennung ihrer Herrschaft von den „Bauern“ Zahlung der Abgaben in diesen sinnfälligen Zeichen ihrer Hoheit verlangt hätten. Den Bauern wäre nach Waas Zahlung in Naturalien lieber gewesen. „Die Schaffung des Brakteaten weist also auf eine Periode gesteigerten Kampfes um die Herrschaft über einzelne Städte, Dörfer und Landstriche hin“ (S. 192). Diese Darlegungen sind so kenntnis- und ahnungslos, daß es zwecklos erscheint, einzelne Züge dieses Zerrbildes zu korrigieren. Waas weiß nichts von dem Pfennig der sächsisch-fränkischen Kaiserzeit als Zahlungsmittel des Großhandels nach dem Norden und Osten — nichts vom Aufblühen der Geldwirtschaft in deutschen Landen im 12. und 13. Jahrhundert — nichts von der Periode der regionalen Pfennigmünze, deren Form in den Landschaften, die schon eine ältere Tradition besaßen, als „Denartyp“ gewahrt bleibt (Rheinland, Westfalen, Bayern), während dort, wo sich ohne Tradition Münzverkehr und Ausprägung entwickelten, ein neuer leichterer Münzfuß und eine neue Technik (Brakteatentyp) in Aufnahme kommen. Waas weiß auch nicht, daß Groschen und Turnose als neue Münzsorten den herabgekommenen Pfennig ablösen, so daß von einer „Guldenzeit“ als neue Epoche nach der „Brakteatenzeit“ keine Rede sein kann. — Die kurzen Bemerkungen über die „Talerzeit“ endlich sind wirklich zu kärglich und ohne Wert.

Es ist also nichts mit dieser neuartigen Auslegung der Münzgeschichte durch einen Verfassungshistoriker — leider. Aber eine solche Schau muß am Ende einer langen und tiefeschürfenden Forschung stehen und nicht am Anfang als erster Gehversuch auf ungewohntem und glattem Boden. Unerklärlich ist, daß eine Zeitschrift, die Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung erhebt, einen solchen Beitrag aufnehmen konnte.

W. Hävernick

Ein Artikel, der bestens geeignet ist, eine Brücke zu schlagen zwischen Kunstgeschichte und Numismatik, findet sich unter dem Stichwort „Brakteat“ (Max Bernhart) im Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, hrsg. von Otto Schmitt, 21. Lieferung (1943) Sp. 1099/1104. Gegliedert nach Begriff—Entstehung—Technik—Kunst unterrichtet dieser Abriss kurz über das Wesentliche sowie das einschlägige Schrifttum. Leider ließen die wenigen Abbildungen keinen Raum zur Aufzeigung der Gesamtentwicklung und der landschaftlichen Sonderformen. Die Kunstgeschichte muß eindringlich hingewiesen werden auf die Tatsache, daß die Brakteatenkunst noch vor der Hochblüte der romanischen Großplastik zerfällt (Naumburg!).

W. Hävernick

Eberhard Freiherr von Künssberg, Schwurgebärde- und Schwurfingerdeutung (Das Rechtswahrzeichen: Beiträge z. Rechtsgesch. u. rechtl. Volkskunde, hrsg. v. Siegf. Bader, 4. Heft) Herder & Co., Freiburg i. B., 1941 (M. 1,80) behandelt u. a. die Geschichte der Schwurgebärde, die sich aus dem lateinischen Rede- und Segensgestus entwickelte und im Mittelalter in den verschiedensten Formen begegnet, z. B. als Schwur auf die Sonne mit erhobener Hand bzw. beiden Händen, als Schwur auf das Schwert, die Reliquien oder das Evangeliar mit zwei vorgestreckten Fingern oder als Schwur mit emporgereckten drei Fingern. Die vorliegende Arbeit, die letzte des kürzlich verstorbenen Heidelberger Rechtshistorikers, untersucht die Entwicklung vorerst auf Grund der Schriftquellen und verzichtet auf bildliche Darstellungen. Trotzdem darf die Numismatik nicht an ihr vorübergehen, denn die Münzbilder des 11./13. Jahrhunderts bringen sehr häufig die Geste des

Schwörens bzw. Segnens und die erhobene Hand (vgl. z. B. Mertens, *Der Brakteatenfund von Nordhausen*, 1929, Nr. 30, 34. — Häberle, *Ulm I* Nr. 24. — Hävernick, *Das ältere Münzwesen der Wetterau*, 1936, Nr. 20, 45/46, 57a, 78), ohne daß die Frage der Bedeutung bisher klargestellt wäre. Untersuchungen in dieser Richtung sind dringlich, da H. Gebhart (*Mitt. d. Bayer. N.G.* 54, 1936, S. 127) gezeigt hat, daß das Buch von F. Friedensburg, *Die Symbolik der Mittelaltermünzen*, Bd. I/II, (1913/22) in Anlage und Ergebnissen verfehlt ist: um so mehr empfiehlt sich für die Numismatik die Beachtung aller einschlägigen rechtsgeschichtlichen Arbeiten.

W. Hävernick

R. Gaettens, *Der Pfennigfund von Pratau; ein Beitrag zur Münzgeschichte des Herzogtums Sachsen-Wittenberg, des Ostharzes und der Markgrafschaft Brandenburg für die Zeit von 1275—1525, mit urkundlichen Nachrichten über die Familien Hoym, Friesack und Plotho. Mit vier Tafeln und einer Karte*, 68 Seiten. Halle, Riechmann & Co., 1940.

Der 1930 in Pratau bei Wittenberg gehobene Fund von ca. 1830 Pfennigen und einigen wenigen Prager Groschen wirft ein helles Licht auf Münzprägung und Geldverkehr in Ostfalen um die Zeit 1275 bis 1325. Den wenigen Hohlpfennigen nach Thüringer Art (Münzstätte Halle) steht die große Masse von zweiseitigen Pfennigen gegenüber, von denen 83% brandenburgische Denare sind, denen die Erzeugnisse der einheimischen Münzstätten sich in der äußeren Gestalt anpassen. Es sind dies die Prägungen der Herzöge von Sachsen-Wittenberg, Grafen von Brehna, Edelherren von Pack, von Eilenburg, Grafen von Mansfeld-Querfurt, Grafen von Anhalt, Abtissin von Quedlinburg, Herren von Plotho und von Friesack. Durch eingehende Interpretation von Münzen und Urkunden gelingt es, auch neue Münzherren bzw. Münzstätten zu entdecken, nämlich zweiseitige Prägungen der Herren von Falkenstein, der Markgrafen von Meissen aus der Münzstätte Torgau, der Herren von Hoym (Querbalkenschild) und der Erzbischöfe von Magdeburg aus der Münzstätte Wegeleben. — Die angestellten Untersuchungen sind von gutem Wert.

W. Hävernick

Gerd Tellenbach, *Über Herzogskronen und Herzogshüte im Mittelalter*, *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters* Bd. 5, Heft 1 (1941), S. 55/71, kommt auf Grund von Schrift- und Bildquellen zu dem Schluß, daß in karolingischer und frühdeutscher Zeit zuweilen Herzöge Kronen oder Zirkel-Reife getragen haben, daß aber solche in Deutschland nicht zu festen Insignien der herzoglichen Würde geworden sind. „Im späten Mittelalter tragen die deutschen Fürsten zum Festgewand durchweg kostbare Hüte“. Tellenbach zieht bei seiner Untersuchung auch Münzbilder des 11./12. Jahrhunderts heran, empfindet dabei aber deutlich die Schwierigkeiten, die sich aus der zähen Beibehaltung und Nachprägung von Münzbildern für die ikonographische Forschung ergeben; als kritischer Historiker bemerkt er diese Gefahren jedoch und entgeht so drohenden Fehlschlüssen. Die Numismatik sollte von rechts- und verfassungsgeschichtlichen Arbeiten dieser Art aus den Federn von Tellenbach, Schramm, Künzberg, Herbert Meyer, H. Chr. Hirsch, Amira, Philippi u. a. sorgfältig Kenntnis nehmen und zu verhindern wissen, daß in ihren periodischen Blättern so laienhafte Zeilen wie H. Lückger, *Der Kurfürstenhut auf Münzen der Kölner Erzbischöfe Heinrich I. und Konrad von Hochstaden* (*Dtsch. Mzbl.* 1934 S. 83) erscheinen.

W. Hävernick

Eike von Reggow, Sachsenspiegel (Lehnrecht), übertragen von H. Chr. Hirsch, Halle 1939 — bringt im Anhang (S. 224/25) eine Münztafel mit mitteldeutschen Prägungen des 13. und 14. Jahrhunderts, um das Vorkommen von Rechtssymbolen auf Münzen zu erläutern. Neben Schwert, Schild, Fahne, Szepter und Marktkreuz finden sich auch neue wichtige Deutungen: fünfblättrige Rose als Zeichen des Urteils, Lilie (Frieden), Schere (Gerade), Becher (Erbe) und Stab, der auf Meißener Brakteaten begegnet, liegend auf den Knien des Thronenden.

W. Hävernick

J. Giesen, Die Malereien an den Schauseiten des Wormser Bischofshofs und der Münze. Der Wormsgau 2, 1941, Heft 5, S. 284/87 — rekonstruiert die Motive, die sich auf der reichen, 1493 geschaffenen Fassadenmalerei des Wormser Münzgebäudes fanden. Das Gebäude, das am Ende des 16. Jahrhunderts aus der alten Münze, der neuen Münze und dem Gerichtshaus bestand, ist nicht mehr erhalten. Die Malerei nahm keinen Bezug auf den münztechnischen Zweck des Hauses.

W. Hävernick

Friedrich Wielandt, Die Münzstätten der Markgrafen von Baden. Versuch einer Münzgeschichte. Sonderabdruck aus: Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, 56, 1943, S. 31—69.

Das Fehlen einer Münzgeschichte der Markgrafen von Baden ist eine schon oft schmerzlich empfundene Lücke unserer numismatischen Literatur, die manche Irrtümer hinsichtlich der zeitlichen und örtlichen Tätigkeit der verschiedenen Münzstätten, des Ablaufes der Ausprägungen und damit auch ihrer Zuteilung und Einordnung in Sammlungen, Katalogen, ja selbst wissenschaftlichen Abhandlungen zur Folge hatte und Wurzel schlagen ließ. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß wir nun wenigstens eine zwar knappe, aber gründliche und das Wesentliche enthaltende Studie, einen Abriß der markgräflichen Münzgeschichte haben, der seine Entstehung einer sorgfältigen Sammlung und Sichtung des gesamten archivalischen und sonstigen Quellenmaterials verdankt, das nun in einer dem Zweck der Veröffentlichung entsprechenden Abhandlung vor uns liegt. Die markgräfliche Münzgeschichte, die in der 2. Hälfte des 14. Jh. ihren Anfang nimmt, ist in ihrem weiteren Ablauf wesentlich bestimmt durch die 1533 erfolgte Teilung des badischen Hauses in die ältere Linie zu Baden-Baden und die jüngere zu Durlach. Die verschiedenen Münzstätten zu Pforzheim, Baden-Baden, Durlach, Emmendingen, Mannheim und Karlsruhe werden im zeitlichen Nebeneinander und Wechsel ihrer Tätigkeit unter Eingehen auf ihre Erzeugnisse und die an ihnen tätigen Münzbeamten in dem ihnen zukommenden münz- und geldgeschichtlichen Rahmen behandelt, wobei manche Zweifelsfragen klargestellt und nicht wenige Irrtümer berichtigt werden. Wir haben somit nunmehr ein gesichertes, festes Fundament und wollen hoffen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, auf ihm das Gebäude einer erschöpfenden badischen Münzgeschichte zu errichten. Daß er wie kein anderer dazu berufen und befähigt ist, hat er durch mehr als eine gründliche und kenntnisreiche Vorarbeit längst unter Beweis gestellt.

B. Peus

Emil Waschinski, Des Astronomen Nicolaus Copernicus Denkschrift zur preußischen Münz- und Währungsreform 1519—1528. Sonderdruck aus dem Elbinger Jahrbuch 16, 1941. 40 Seiten.

Im Jahre 1519 legte der bekannte und vielseitige Astronom Nicolaus Copernicus den preußischen Landesräten auf ihren Wunsch ein in deutscher Sprache abgefaßtes Gutachten über die Reform des preußischen Münzwesens

vor, das dann auf der Versammlung der Stände des Ordenslandes von 1522 in Graudenz in Anwesenheit des Copernicus Gegenstand öffentlicher Beratung war. Um 1527/28 hat dann Copernicus diese Denkschrift noch einmal in lateinischer Sprache redigiert. Die Schrift war seit langem bekannt und ist auch bereits mehrfach veröffentlicht und wissenschaftlich behandelt worden. Waschinski, der sich schon durch verschiedene Arbeiten zur Münzgeschichte des Deutschen Ordens in Preußen bekannt gemacht hat, würdigt diese Denkschrift nun erneut in ihrer vollen münz- und geldgeschichtlichen Bedeutung. Bemerkenswert sind vor allem die geschichtlichen Ausführungen über das preußische Münzwesen, mit dessen Vergangenheit auch Copernicus sich eingehend muß beschäftigt haben. Die Währung des Ordenslandes befand sich seit der Niederlage bei Tannenberg von 1411 in einem zunehmenden Verfall, der vor allem nach 1450 rapide zunahm. Eine Verbesserung des Schillings durch den Hochmeister Johann von Tiefen (1489—1497) war nur von vorübergehender Wirkung. Die praktischen Vorschläge des Astronomen gehen nun dahin, unter Beibehaltung der traditionellen Teilung der Mark in 24 Skot und 60 Schillinge Stücke zu 1 Skot 333/1000 fein, Schillinge etwa 250/1000 fein, wie sie um 1467 etwa waren, sowie Halbschillinge = 3 Heller zu prägen und damit das Münzwesen des Ordenslandes dem polnischen anzugleichen, indem 3 Ordensschillinge einem polnischen Groschen entsprechen sollten (1 preuß. Mark = 20 poln. Groschen). Dieser Punkt war von besonderer Wichtigkeit, da nach dem 2. Thorner Frieden von 1466 das Land in einen unter polnischer Hoheit stehenden Teil und das unmittelbare Ordensland zerrissen war. Es zeugt von der wirtschaftlichen Weitsicht des Copernicus, daß er mit den gegebenen politischen Verhältnissen nüchtern rechnete und die Angleichung der Währung an das damals mächtigere polnische Reich empfahl. Ferner wollte Copernicus alle preußischen Münzstätten in eine oder zwei zusammenlegen, was natürlich die seit 1457 münzberechtigten Städte Danzig, Elbing und Thorn besonders schwer betroffen hätte.

Die von Copernicus vorgeschlagene Münzreform ist nicht zustande gekommen. Sie scheiterte an den bestehenden unheilvollen Gegensätzen zwischen Hochmeister, Adel und Städten. Endlich erließ König Sigismund I. von Polen 1528 auf dem Landtage von Marienburg eine neue Münzordnung für beide Landesteile, die eine völlige Angleichung der Ordensmünze an die polnische Währung brachte. Insofern war also die Arbeit des Copernicus nicht ganz vergeblich gewesen. Auffallend ist es, daß Copernicus an keiner Stelle seiner Denkschrift und auch nicht in der lateinischen Fassung von 1527/28 die damals im Deutschen Reiche verhandelte Münzreform von Reichswegen erwähnt, die 1524 bereits zu der ersten Reichs-Münzordnung von Eßlingen geführt hatte, und zwar auf der Grundlage der neuen Großsilbermünze des Guldengroschens oder Talers.

W. Jesse

Lothar Frede, Geld- und Münzwesen im Herzogtum Sachsen-Jena (Z. d. Vereins f. thüringische Gesch., Beiheft 25) Jena 1942, Verlag Gustav Fischer. VIII und 94 Seiten, 6 Tafeln.

Im Mittelpunkt dieser Darstellung steht die 1673/74 erfolgte Münzprägung des ernestinischen Zwergstaates Sachsen-Jena, deren Geschichte Frede mit großer Sorgfalt an Hand der Akten und Münzen untersucht hat. Zweck dieser in Eisleben ausgeführten Prägung war allein der erhoffte Reingewinn, auch wenn als Vorwand dafür natürlich die erhoffte Wiederherstellung des zerrütteten Münzwesens diente. Dennoch war die Prägung, die schon nach kurzer Zeit durch das Einschreiten Kursachsens wieder eingestellt wurde, keineswegs unterwertig: vielleicht ist gerade der gute Silbergehalt der Stücke

dafür verantwortlich zu machen, daß die Jenaer Gepräge meist in den Schmelztiegel wanderten und nur in sehr geringer Anzahl auf uns gekommen sind.

Frede beschränkt sich in seiner Arbeit aber keineswegs auf die Erforschung dieser kurzen Münzprägung, sondern er zeichnet einleitend mit sicheren Strichen ein klares Bild der mitteldeutschen Geldgeschichte im 17. Jahrhundert, so daß man die Jenaer Ereignisse und Entscheidungen im richtigen Verhältnis zum Gesamtbild werten lernt. Anschließend behandelt er die Prägung der Gedächtnis- und Schaumünzen, die zwar nicht direkt zur Geldgeschichte, wohl aber zur Kulturgeschichte dieses Ländchens und der ganzen ernestinischen Lande überhaupt gehören.

Nur ein winziger Bruchteil der ernestinischen Münz- und Geldgeschichte wird durch dieses Bild dargestellt. Aber die Sorgfalt in der Behandlung der Quellen, die deutliche Trennung in Darstellung und Münzbeschreibung, der feine Stil und die Darstellungskunst, die die Lektüre dieses doch an sich reizlosen Stoffes zu einer Freude machen — das alles gibt dieser Einzelarbeit grundsätzliche Bedeutung und läßt uns hoffen, eines Tages einmal eine Gesamtgeschichte des ernestinischen Münzwesens aus der gleichen Feder zu erleben.

W. Hävernick

Auch für die Numismatik von Nutzen ist K. Schottenloher, Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung 1517—1585, Bd. IV (1938). Dort wird S. 447/453 unter dem Stichwort „Münzwesen“ eine Zusammenstellung des einschlägigen Schrifttums gegeben, die sich allerdings nach mancher Richtung noch ergänzen ließe.

W. Hävernick

Ein wichtiges Problem der neueren Geldgeschichte berührt Herbert Schöffler, Reformation und Geldabwertung (Archiv für Reformationsgeschichte 38, 1941, S. 55/62). Er behandelt den Streit zwischen den katholischen Albertinern und den evangelischen Ernestinern über den Münzfuß (um 1530), wobei die Evangelischen eine Verschlechterung des Silbergehaltes verlangten, damit das Geld im Lande bliebe und nicht wie bisher für unnütze Ware ins Ausland abflösse. Die wirtschaftlichen Nöte, deren Behebung die Ernestiner auf diese Weise versuchten, müssen tatsächlich drückend genug gewesen sein, denn wenn sie in ihren Streitschriften behaupten, daß das Silbergeld aus dem doch so silberreichen Sachsen nach anderen Ländern flösse und nicht im Lande zu halten sei, so muß man diese Klage als berechtigt anerkennen: die Münzfunde der Zeit von 1500 bis 1550 lehren tatsächlich, daß von den sächsischen Talergeprägten kaum etwas im eigenen Lande umlief. — Der Aufsatz Schöfflers stellt diesen Münzstreit von 1530 hinein in die großen geistigen Strömungen der Zeit. Um so schmerzlicher vermißt man bei der Lektüre einer solchen Arbeit eine Gesamtdarstellung der sächsischen Münz- und Geldgeschichte der Neuzeit.

W. Hävernick

Die Münzfragen der Reformationszeit, insbesondere die Auswirkungen der Eßlinger Reichsmünzordnung von 1524 werden berührt in Götz Freiherr von der Pölnitz, Jacob Fuggers Zeitungen und Briefe an die Fürsten des Hauses Wettin in der Frühzeit Karls V. 1519—25 (Nachr. v. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, philol.-histor. Klasse 1941, 2) Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1941.

W. Hävernick

Zwei rheinische Münzfunde der Neuzeit behandelt **Wilhelmine Hagen** in den Bonner Jahrbüchern 146, 1941. Während ein nach 1607 vergrabener Goldmünzenfund von **Ney-Dieler**, Kreis St. Goar, nur kurz erwähnt wird (S. 222), folgt von einem Talerfund von **Kobern**, Landkreis Koblenz, vergraben nach 1778 eine sorgfältige Fundbeschreibung (S. 411/15), die sich durch saubere und exakte Arbeitsweise angenehm auszeichnet. Eine Ergänzung hierzu bietet eine spätere Arbeit der gleichen Verfasserin: *Neue rheinische Münzschatzfunde des 17. Jahrhunderts* (ebd. 147, 1942, S. 383/461 mit Tf. 79/82 und Textabbildungen). Dort werden die Funde von **Ney-Dieler**, **Kinzweiler**, **Mechernich**, **Oblies** und **Ockenfels** gründlich bearbeitet. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen über Gegenstempelungen.

W. Hävernick

August von Loehr, Talerfunde in Südosteuropa (Serta Hoffilleriana, Zagreb 1940, S. 547—52 mit den Tafeln LXVI/LXVII) beschreibt die Funde von **Osiyek** (Kroatien), **Prizren** (Serbien) und **Debreczin** (Ungarn), alle drei vergraben in der Zeit 1566—80. Die Funde enthalten neben den Talergeprägten der Habsburger Lande vor allem zahlreiche Taler der Fürsten und Städte des römisch-deutschen Reiches. „Die Talerschätze selbst mögen im Verlauf der Türkenkriege aus militärischen oder Handelsgründen nach dem Südosten gekommen sein“. Besonders wichtig sind die mehrfach in diesen Funden vertretenen Fälschungen von Talern der Kaiser **Ferdinand I.**, **Maximilian II.** und **Rudolf II.**, deren Heimat im Südosten Europas liegt. **A. von Loehr** stellt alle ihm bekannt gewordenen Fälschungen dieser Gruppe auf den Tafeln 66/67 zusammen.

W. Hävernick

Herbert J. Erlanger, *The coinage of the Free city of Nuremberg from 1782 to 1807*. American numismatic Society, Museum notes 2, 1947, S. 65—79 und Tf. XIII/XV.

Diese dankenswerte kleine Schrift, auch als Sonderdruck erschienen, versucht die abschließende Periode der Nürnberger Prägung zwischen dem Erscheinen des Buches von **Im Hof** 1782 und dem Aufhören der Prägung 1807 zu behandeln. Nach einer guten einleitenden Übersicht wird eine sehr sorgfältige Beschreibung der bekannt gewordenen Gepräge und eine Bibliographie gegeben. Der Verfasser bittet ausdrücklich um eventuelle Mitteilung von Ergänzungen.

W. Hävernick

Daß als Unterlagen („Zeugnis“) von Grenzsteinen auch besondere Marken aus Zinn, Blei und Zink verwandt wurden, dürfte bislang wenig bekannt sein. Diese Tatsache wird belegt in „Grenzrecht und Grenzzeichen“ (Das Rechtswahrzeichen. Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde, hrsg. von **K. S. Bader**, Heft 2) Freiburg, 1940, S. 73.

W. Hävernick